

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 32 (1952-1953)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Die Große Revolution

Die gewaltigen Umwälzungen, die wir seit 1914 erleben müssen, lassen uns die Französische Revolution oft nur noch als ein örtlich und zeitlich begrenztes Ereignis, gleichsam als ein Vorspiel erscheinen, und es fällt uns schwer, uns für ihre Proklamationen und Taten zu begeistern oder uns über ihren Schrecken zu entsetzen. Trotzdem wäre es geradezu fahrlässig, die Revolution nicht mehr ernst zu nehmen, die sich in ihr enthüllenden Probleme des menschlichen Daseins nicht in ihrer unerbittlichen Dringlichkeit zu erfassen und an ihnen weiter zu arbeiten. Das Werk aus der Feder eines deutschen Historikers leistet uns einen dreifachen Dienst: Es bringt uns das vergangene Geschehen in großer Lebendigkeit nahe, es führt uns an die letzte Wahrheitsfrage heran und es erweckt unter Deutschen Verständnis für Frankreich, so wie es auch den Franzosen zeigen kann, daß sich ein deutscher Gelehrter mit großer Einfühlungsgabe in die Probleme französischer Geschichte hineinarbeiten kann. Von der auf drei Bände angelegten *Geschichte der Großen Revolution* von Martin Göhring, der sich schon durch sein Buch über «Weg und Sieg der modernen Staatsidee in Frankreich, Vom Mittelalter bis 1789» als Kenner der älteren französischen Geschichte ausgewiesen hatte, fragt der erste Band nach dem Ursprung der Revolution, erzählt der zweite ihren Verlauf bis zum Sturze Robespierres, während der noch zu erwartende dritte Band dann «das Revolutionszeitalter als Ganzes zu werten, seinen Gehalt auszuschöpfen und in den weltgeschichtlichen Rahmen einzuordnen» beabsichtigt¹⁾.

Göhring vermeidet es, die berühmte Streitfrage nach den «Ursachen» der Revolution in abstrakter Begrifflichkeit aufzurollen. Wo sich Gelegenheit bietet, läßt er uns Einblick tun in die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, in die große geistige Wandlung, die Paul Hazard in seinem Buch «La crise de la conscience européenne» so glänzend analysiert hat, in den Zustand der Verfassung und Verwaltung der französischen Monarchie. Dann aber versteht er zunächst die Revolution als politisches Ereignis. Sie beginnt in dem Augenblick, da der Dritte Stand entgegen der geltenden ungeschriebenen Verfassung erklärt, er vertrete die souveräne Nation. Die Frage, warum es zuerst zu dieser politischen Revolution kam, beantwortet Göhring mit vollem Recht durch die politische Geschichte. Die Eigenart der französischen Entwicklung lag darin, daß sich seit den Zeiten Ludwigs XIV. der Absolutismus gar nicht vollständig hatte entwickeln können. Die letzten Versuche unter Ludwig XVI., die Verwaltung zu reorganisieren, die wirtschaftliche Kraft der Kirche und des Adels heranzuziehen, den Bauern bessere Lebensbedingungen zu schaffen und die Entfaltung des Bürgertums in Handel und Gewerbe zu fördern, wie es der aufgeklärte Absolutismus in Preußen und Österreich tat, scheiterten am Widerstand der Privilegierten. Kirche und Adel, am hartnäckigsten aber der Beamtenadel in den hohen Gerichtshöfen, den Parlamenten, revoltierten in verblindetem Eigennutz gegen die

¹⁾ Martin Göhring: *Geschichte der Großen Revolution*. Erster Band: Sturz des Ancien Régime und Sieg der Revolution. Tübingen 1950. Zweiter Band: Vom Liberalismus zur Diktatur. Tübingen 1951. Dritter Band: Zwischen zwei Diktaturen. Von Robespierre zu Napoleon. Mit Quellen- und Literaturverzeichnis. (In Vorbereitung.) Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Krone und zeigten damit dem Dritten Stand, wie schwach die Monarchie war. Göhring läßt uns aber nicht im Zweifel, daß die politische Ordnung des Ancien Régime in Frankreich der innern Wandlung der Gesellschaft, dem längst vollzogenen Aufstieg des Bürgertums zur herrschenden Schicht in Wirtschaft, Gesellschaft und Verwaltung, nicht mehr entsprach, daß aus den geistigen Voraussetzungen der Aufklärung der Wille zu einer Neugestaltung hervorging, wenn er auch dann und wann darauf hinweist, daß die einzelnen Philosophen, besonders Montesquieu und Rousseau, die ja sehr verschiedene Staatstheorien vertraten, die Revolution nicht direkt hervorgerufen haben. Indem aber Göhring die politische Geschichte in ihrem zeitlichen Verlauf zum Leitfaden seiner Darstellung macht, treten sehr klar greifbar die entscheidenden Momente des Geschehens hervor, da die maßgebenden Personen durch ihr Tun und Lassen, sehr oft durch ihr Versagen die folgenden Ereignisse bestimmt haben. So wird sichtbar, daß die Revolution nicht die mechanische Wirkung von Ursachen war, sondern die Aufeinanderfolge von Entschlüssen, Ereignissen, von Willensbildung und Schwäche, von Ideen und Wünschen wie von Ratlosigkeit.

Dadurch wird der im zweiten Band geschilderte Verlauf der Revolution nicht einfach zu einer Kettenreaktion, sondern zu einer Folge von Ereignissen, die man nicht voraussehen konnte. So erleben wir in wachsender Spannung die Geschehnisse in den Jahren von 1789 bis 1794. Wir können das Buch nicht mehr aus der Hand legen, weil wir nun wissen wollen, wie denn der Entscheid einzelner Personen auf die Dinge eingewirkt habe. Die schulmäßigen Schablonen, welche die Revolution so langweilig erscheinen lassen, sind verschwunden, die historische Erzählung nicht positivistisch eingeeengt, sondern lebendig, weil sie weiß, daß die Wirklichkeit selber uns täglich die Frage stellt: «Fatalität, Zufall, Schuld?» Im klaren und unbestechlichen Verständnis der bedeutenden Persönlichkeiten nur liegt die Antwort. Die Größe Mirabeaus tritt eindrücklich hervor, und dann auch seine Grenze: Sein Tod ist für seinen Ruhm ein Glück, da ihm die Versöhnung des Hofes mit der Revolution nicht gelungen war.

Die großen Probleme seit 1792 sind der Krieg und der Schrecken. Die Girondisten stürmen in den Krieg, weil sie glauben, den Völkern die Freiheit bringen zu müssen, durch die Weltrevolution, die zu einer neuen Weltordnung führt. Die Weltfriedensidee, der Menschheitsgedanke enthüllen dabei, «wie sehr die Revolution zugleich Religion ist» (II, 198). Geht der Terror nun wirklich aus dem Krieg hervor, wie Göhring betont? Die Versorgungsschwierigkeiten machten Zwangsmaßnahmen notwendig, ohne Frage; gegen Aufständische mußte die Republik kämpfen; aber war es notwendig, die Girondisten, die besten Männer von 1789, schließlich Danton und seine Freunde zu vernichten? Der Grund dafür lag, das wird in aller Deutlichkeit gezeigt, in der Geistesverfassung Robespierres und seiner Anhänger, «dieses Mannes, der den Standpunkt vertritt: wer nicht denkt wie ich, der irrt; wer nicht handelt wie ich, ist böse» (II, 252). Aber wer konnte sein wie er, der er anders war als alle andern? (II, 379). «Erinnere dich, Volk!» ruft er in seiner letzten Rede, «wenn in einer Republik die Gerechtigkeit nicht unumschränkt herrscht, wenn dieses Wort nicht die Liebe zur Gleichheit und zum Vaterland bedeutet, so ist die Freiheit ein leeres Wort» (II, 406). Ist das wahr? Erschöpfen die Begriffe Gleichheit und Vaterland den Inbegriff der Gerechtigkeit, ist nicht gerade Freiheit, Würde der freien Persönlichkeit, ein Postulat der Gerechtigkeit, das mindestens im gleichen Range, wenn nicht in einem höhern, dem Postulat der ausgleichenden Gerechtigkeit und der Ordnung einer Gemeinschaft im Vaterland gegenübersteht? Daß sie das nicht mehr sahen, war die Besessenheit der Jakobiner gewesen und hat sie zu Mördern werden lassen.

Mit größter Spannung erwarten wir den dritten Band.

Leonhard v. Muralt

Mahatma Gandhi

Die Literatur über Gandhi, die schon zu seinen Lebzeiten ansehnlich war, hat sich in den vier Jahren nach seinem Tode reichlich vermehrt und beginnt, allmählich ein sehr großes Ausmaß anzunehmen. Es ist gut, festzustellen, daß die jetzt in deutscher Sprache erscheinenden Bücher, seien sie Originalwerke oder Übersetzungen, sich im allgemeinen auf erfreulicher geistiger Höhe halten.

Frau *Madhuri Desai*, die Gattin des kürzlich verstorbenen indischen Gesandten in Bern, die in ihrer Heimat ein vielbeachtetes Jugendbuch «To the Builders of Tomorrow» veröffentlicht hat, wendet sich mit dem zwar nur kleinen, aber außerordentlich interessanten Buch *Begegnung mit Gandhi* an die deutschsprechende Leserschaft¹⁾. Wer hätte Gandhi als Mensch und Lehrer besser darstellen können als Frau Desai, die ihm oft im Hause ihres Schwiegervaters, des berühmten Anwalts und Mitstreiters des Mahatma, *Bhulabhai Desai*, begegnet ist. Die biographischen Aufzeichnungen sind relativ kurz, heben sich aber stellenweise zu dichterischer Höhe empor. Der weitaus größte Teil des Werkleins besteht aus Zitaten von Gandhi, die meistens den von Gandhi herausgegebenen Zeitschriften «Young India» und «Harijan» entnommen, die Lebensbeschreibung aufs beste ergänzen. Wer aus Zeitmangel oder anderen Gründen kein ausführliches Werk über Gandhi lesen kann, findet hier eine überaus gut orientierende Biographie, die *Hans Zbinden* ausgezeichnet übertragen hat. Man merkt dem Buch nicht an, daß es die Übersetzung eines englischen Manuskripts ist. Der Verlag hat die Ausgabe mit besonderem Geschmack herausgegeben.

Auf einer ganz anderen Grundlage beruht das Werk von *W. E. Mühlmann: Mahatma Gandhi*²⁾. Man kann dem gelehrten Verfasser nur Recht geben, wenn er in dem Vorwort sagt: «Wir nehmen uns immer noch zu wichtig in Europa. Unser europazentrischer Standpunkt ist veraltet. Das Problem Gandhi ist nicht, oder jedenfalls nicht nur ein Problem Indiens; es ist ein Problem, das uns alle angeht». Die Ereignisse, die sich in Asien seit über einem Jahre abspielen, beweisen diese These aufs anschaulichste. Das erste Kapitel befaßt sich mit dem Lande als solchem unter dem Titel «Die geschichtliche Umwelt Gandhis». Abgesehen von einigen kleineren Ungenauigkeiten, wie z. B. der Behauptung, daß sich Indien in 25 größere Sprachgemeinschaften gliedere, während man wohl kaum von mehr als 12 oder 13 sprechen kann, und Amritsar kein Goldenes Tor, aber dafür den berühmten Goldenen Tempel der Sikhs besitzt, schildert der Verfasser ein heutiges Indien, wie es einmal bestand. Es hat sich aber im Laufe der letzten 20 Jahre gründlich verändert. Mühlmann begeht den grundlegenden Fehler, an mehreren Stellen von einem «mohammedanischen Pakistan» und einem «nicht-mohammedanischen Hindustan» zu sprechen. Richtig ist dagegen, daß es den religiös-mohammedanischen Staat Pakistan und den sekulären Staat der indischen Union (auf Deutsch «Indien» und in Hindi «Bharat») gibt. Einen Staat Hindustan, von dem der Verfasser spricht, gibt es nicht. Es ist falsch, zu sagen: «Ob aber durch die jetzt vollzogene . . . Trennung der Moslems von den Hindu beide zu Völkern sich entwickeln werden, bleibt abzuwarten». Das zeigt leider eine Verkennung der Lage. In Indien gibt es etwa 35 Millionen Mohammedaner, und zwar nicht als geduldete, sondern als absolut gleichberechtigte Mitbürger. Wir finden Moslems in höchsten Stellungen in Indien, als Minister der Zentralregierung in Delhi, als Gouverneure in Staaten (früher Provinzen genannt), als Richter in den höchsten Gerichten und schließlich als Botschafter im Ausland. Das sind nicht etwa sogenannte «Konzessionsschulzen», sondern man sucht sich eben befähigte Beamte aus, ohne nach ihrer Religionszugehörigkeit zu fragen. Gewiß gibt es eine kleine Partei, die sich für einen religiös-hinduistischen Staat einsetzt, die Hindu Mahasaba (nicht Mahasabva, wie der Verfasser schreibt), der auch die Mörder Gandhis nahegestanden haben. Doch spielt diese Gruppe glücklicherweise eine durchaus untergeordnete Rolle.

1) Madhuri Desai: *Begegnung mit Gandhi*. Herbert Lang, Bern 1949.

2) W. E. Mühlmann: *Mahatma Gandhi*. Der Mann, sein Werk und seine Wirkung, eine Untersuchung zur Religionssoziologie und politischen Ethik. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1950.

Diese unrichtige Darstellung mußte erwähnt werden. Dafür kann jedoch dem wesentlichen Teil des Buches, das sich mit Gandhis religiöser Welt, seiner Lehre von der Gewaltlosigkeit und seiner politischen Ethik befaßt, ein uneingeschränktes Lob zuteil werden. Der Verfasser zeigt die Ursprünge von Gandhis tief religiöser Einstellung, die in der buddhistischen und der Religion der Jains ihre Wurzeln hat. Für den europäischen Leser dürfte des Mahatmas Auffassung vom Christentum von besonderem Interesse sein. In dem betreffenden Kapitel wird wohl zum ersten Male in solcher Ausführlichkeit gerade auf diese für einen so gläubigen Hindu wie Gandhi bemerkenswerte Mentalität eingegangen. Wir erfahren, was er am Christentum ablehnt, und wie er auf der anderen Seite, um mit dem Verfasser zu reden, «mit äußerster Konsequenz im Praktischen ... die Ethik der Bergpredigt» übernimmt. Bei seinen allabendlichen Andachten, an denen aus der Bhagavadgita, dem heiligen Buch der Hindu, aus dem Koran der Mohammedaner und aus der Bibel vorgelesen wurde, wählte er oft gerade die Bergpredigt. Der politische Teil des Buches ist gleichzeitig eine Geschichte der indischen Revolution, wie sich der Verfasser ausdrückt, die in Wirklichkeit jedoch wohl mehr eine Evolution war. Hier befaßt er sich mit der einzigartigen Lehre des Mahatma von der Gewaltlosigkeit. Gandhis beinahe schon klassisch zu nennender Aufsatz «Die Lehre vom Schwert» ist sogar vollständig wiedergegeben. Auch hier weist Mühlmann den Ursprung der Gewaltlosigkeit im Buddhismus nach. Doch kann Gandhi für sich in Anspruch nehmen, den passiven Widerstand ohne Gewalt in unserer Zeit mit dem wohl größten Erfolg angewendet zu haben, indem diese Kampfmethod (freilich mit verständnisvollen Mitkämpfern wie z. B. Nehru) seinem Volke die Unabhängigkeit brachte. Dem Buch ist neben dem üblichen Personen- und Sachregister eine erschöpfende Bibliographie angegliedert.

Das dritte hier besprochene Buch des Amerikaners *Vincent Sheean* führt in der Originalausgabe den Titel «*Lead, kindly Light*» nach einer Hymne des Kardinals *Newman*. Diese Hymne liebte Gandhi ganz besonders und ließ sie oft bei seinen Abendandachten vortragen. Die gute deutsche Übersetzung von Edmund Th. Kauer ist unter dem Titel «*Mahatma Gandhi oder der Weg zum Frieden*» erschienen³⁾. Dieser Titel ist wohl richtiger, denn es handelt sich im wesentlichen um eine Biographie, wie sie schon eindrucksvoller von Gandhi selbst und auch von anderen ihm nahestehenden Personen geschrieben worden ist. Gewiß hat auch der Verfasser Gandhi aufgesucht, aber nur sehr kurz und seine Kenntnisse über den Mahatma muß er sich bei seinem Aufenthalt in Indien durch Berichte und Bücher beschafft haben. Das braucht durchaus noch kein Fehler zu sein. Doch mischt Sheean allzu persönliche Betrachtungen und Erlebnisse mit hinein, die den Leser zum Teil nicht interessieren dürften, zum Teil ihm nicht verständlich werden. Sheean war zu der Abendandacht erschienen, vor deren Beginn Gandhi erschossen wurde. Als die verhängnisvollen Schüsse in der Entfernung ertönten, zeigten sich an den Fingern des Verfassers Blutblasen, die er für ein «psychosomatisches» (?) Phänomen hielt, «das, so merkwürdig es auch sein mag, der Wissenschaft nichts wesentlich Neues bietet». Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, den weiteren Ausführungen des Verfassers über dieses Phänomen zu folgen. Das Buch ist fesselnd, wenn Sheean von seinen Unterhaltungen mit Gandhi berichtet, obwohl auch hier etwas mehr Gandhi und etwas weniger Sheean diese Stellen noch fesselnder gemacht haben würde. Große Zweifel dürften am Platze sein, wenn der Verfasser behauptet, das indische Volk habe seine Größe mittels des Kastensystems aufrecht erhalten. Gerade das Gegenteil dürfte zutreffen; die fortschreitende, durch das Kastensystem geforderte Degeneration wurde nämlich erst dann aufgehalten, als sich die indischen Reformier gegen das Kastensystem wandten. Und wenn heute der indische Justizminister ein «Unberührbarer» ist, so zeigt dies immerhin, daß, mit Ausnahme einiger orthodoxer Kreise, auch die anderen Kasten Gegner des Kastensystems sind. Schließlich hat das neue, unabhängige Indien sogar alle Tempel den Unberührbaren geöffnet! Das Buch ist jedoch insofern nicht uninteressant, als es zeigt, wie «ein verirrter Bürger» der Vereinigten Staaten seinen Weg zu indischer Mystik und schließlich zu Gandhi findet.

Ernst Schäffer

³⁾ Vincent Sheean: *Mahatma Gandhi oder der Weg zum Frieden*. Paul Zsolnay, Wien 1950.

Meisterwerke der italienischen Malerei

Zwei Verlagsfirmen, *Fretz & Wasmuth* in Zürich und *Amilcare Pizzi* in Mailand, haben sich zusammengetan, um mit dem modernen Mittel der Farbenphotographie Meisterwerke der italienischen Malerei in ausgezeichneten Reproduktionen: Gesamtbildern und Ausschnitten bekannt zu machen*). Bei der Betrachtung von Masaccios Fresken, der Vertreibung aus dem Paradies und den Szenen aus dem Leben des Apostels Petrus kann man besser als vor dem schlecht beleuchteten Original die genialen Neuerungen des jung Verstorbenen auf sich wirken lassen: die plastisch geformten Gestalten und ihre freie Einfügung in den Raum, die in Licht und Schatten intensiv modellierten Gesichter, die Reinheit und Kraft des seelischen Ausdrucks, die in getragenen Rhythmus wechselnden hellen Farben. Masaccio hat teil am frischen Realismus der Frührenaissance; aber er bündigt ihn im hohen idealen Stil seiner Kompositionen. *Mario Salmi* skizziert Masaccios Entwicklung und deutet eingehend sein Hauptwerk; *Giuseppe Delogu* schildert Veroneses Gastmähler, die Vorstufen wie dieses letzte und großartigste im Hause Levi der Akademie Venedig. In Faksimile und Übersetzung gibt er dem Text das Protokoll des Verhörs bei, das Veronese dieses Bildes wegen vor der Inquisition zu bestehen hatte. Der Maler rechtfertigt sich mit künstlerischen Überlegungen, der Komposition, des Kontrastes, die ihn veranlaßten, Bewaffnete, Zwerge, Tiere in die Szene des Abendmahls aufzunehmen, und entgeht dann später der Strafe durch die Umbenennung in Gastmahl im Hause Levi. Die reichen Nuancen, die feinen Gegensätze der Farben, in denen sich die Figuren wie ein leuchtendes Band vor dem blässeren Grund der Bogenhalle und ferner Architekturen abheben, künden vom Zauber des Originals. Die Synthese, die hier das Fest des Lebens, die Schönheit antiken Lebensgenusses mit der hohen stillen Erscheinung Christi und seiner Apostel eingeht, war nur im Venedig der Spätrenaissance möglich.

Hans Hoffmann

Musikbücher

Von *Alfred Einstein* †, dem in der alten und neuen Welt gleichermaßen bekannten Musikgelehrten, liegen zwei gewichtige Bücher in deutscher Übersetzung vor. Das eine, vor zehn Jahren erschienen, betitelt sich *Größe in der Musik* ¹⁾. Das Thema ist derart komplex, daß Einstein nur ein paar der vielen Komponenten ins Licht seines scharfen Denkens setzt. Aber seine knappen Kapitel bieten des Anregenden genug. So sehr der Begriff Größe in jedes Verhältnis zur Kunst hineinspielt, so offenkundig ist der Wechsel seiner Bezogenheit. Die Fragwürdigkeit der Größe im Bereich der Musik wurzelt jedoch, wie Einstein überzeugend nachweist, nicht nur in der Beziehung zwischen Mensch und Kunst, sondern ebenso sehr im Wesen der Musik selbst, die keine «Weltsprache» darstellt, wie es idealistischer Überschwang sehen möchte. Um den Blick für die Fraglosigkeit der musikalischen Größe zu gewinnen, mustert Einstein kritisch die rund sechzig Komponisten, die in einem neuen amerikanischen Musiklexikon mit Sonderartikeln ausgezeichnet sind. Liegt der Ausgangspunkt somit auf der Ebene des Allzu-Menschlichen, so führt die Analyse zu den objektiven Gegebenheiten des für uns heute verbindlichen Kunsturteils. Es ist die Größe der musikalischen Kunst, die sich durch die Musik selbst bezeugt. Größe erwächst auch hier aus einem «Trotzdem», aus dem Gegensatz zu «unserm Knirpstum, unserer Zerfahrenheit und Zerstreung», wie es die vom Verfasser zitierten Worte Jacob Burckhardts, dessen Andenken das Buch gewidmet ist, umschreiben. Diesem «Knirpstum» sind auch die Komponisten nicht entgangen; es gehört jedoch gerade zu den erfreulichsten Zügen des Buches, daß es einem oberflächlichen Idealismus Einhalt gebietet und der Spannung zwischen Werk und Charakter standhält. Was Einstein über die inneren und historischen Voraussetzungen

*) Masaccio: Die Cappella Brancacci in Florenz. Text von Mario Salmi. Sammlung Silvana, VIII. Band. Fretz & Wasmuth, Zürich; Amilcare Pizzi, Mailand 1950. — Veronese: Das Gastmahl im Hause Levi, herausgegeben von Giuseppe Delogu. Artes et partes, III. Band. Fretz & Wasmuth, Zürich; Amilcare Pizzi, Mailand 1950.

der Größe in der Musik ausführt, gewinnt das klassische Format einer durch Klarheit und Überlegenheit ausgezeichneten musikgeschichtlichen Betrachtung. Die Gegenüberstellung von Genius und Talent läßt uns längst vertraute Komponisten in immer neuer Beleuchtung erscheinen. Es zeugt von der Weite der Darstellung, daß auch das Moment der Zeit seine Berücksichtigung gefunden hat, indem das Zusammenfallen von künstlerischer Leistung und geschichtlicher Konstellation als eine Bedingung erster Ordnung für das Zustandekommen musikalischer Größe erkannt wird. Dabei fallen Worte über die zeitgenössische Musik, die durch ihre Selbständigkeit aufhorchen lassen. Hier, wo ein Historiker zu prophezeien wagt, steht man am stärksten unter dem Eindruck eines führenden Geistes.

Das zweite, umfangreichere Buch Einsteins behandelt *Die Romantik in der Musik*; es erschien in englischer Sprache 1948 als Teilband einer allgemeinen Musikgeschichte²⁾. Im ersten, systematischen Abschnitt wird der Charakter der romantischen Tonkunst in fruchtbarer Konfrontierung mit dem 18. Jahrhundert herausgearbeitet, wobei sich auch eine Klärung unserer zeitgenössischen, immer noch durch die Auseinandersetzung mit dem Romantischen gekennzeichneten Musikauffassung ergibt. Im geschichtlichen Teil versucht Einstein, die Mannigfaltigkeit der Musik zwischen dem Tode Beethovens und dem Tode Wagners (eine, wie der Verfasser selber zugibt, diskutable Eingrenzung) in Abschnitte einzufangen, die entweder formtypologisch oder auf den Gegensatz Universalismus-Nationalismus ausgerichtet sind. Daß Schubert, dem «romantischen Klassiker», als einzigem Komponisten ein Sonderabschnitt eingeräumt ist, wird man als mutiges Einstehen für eine im Schatten Beethovens immer wieder verkannte Größe werten. Das mit einem Überblick über die romantische Musikästhetik und -wissenschaft schließende Buch entbehrt leider der Notenbeispiele. Einstein weist darauf hin, daß unser Konzertleben für reichliche Illustration Sorge; wenn man jedoch bedenkt, daß Notenzitate ein tieferes Eindringen in das rein musikalische Geschehen erlaubt und gefördert hätten, läßt sich ein leises Bedauern nicht unterdrücken.

Noch im Jubiläumsjahr 1950 ist der mit Spannung erwartete erste Band von *Bernhard Paumgartners Bach-Biographie* erschienen³⁾. Sie entspricht um so mehr dem Gebot der Zeit, als verschiedene wissenschaftliche Arbeiten über Einzelaspekte des Bachschen Schaffens einer neuen, aus unserer Sicht heraus gestalteten Gesamtschau riefen. Das Buch stellt eine Fortsetzung und Krönung von Paumgartners Studien über die Musik der Generalbaßzeit dar. Die Sicherheit des auf selbständiger Quellenkenntnis fußenden Urteils und die von Paumgartners früheren Büchern her bewährte Kunst, den Leser aus weit gezogener kulturgeschichtlicher Perspektive zur Hauptgestalt zu leiten, fügen wissenschaftliche Bedeutung und Qualität der Darstellung zu seltener Harmonie. Ein modernes Anliegen bezeugt sich im Versuch, die Eigengesetzlichkeit von Welt und Kunst des Barock in ihrer oft beängstigenden Andersartigkeit — beängstigend für diejenigen, die hinter Bach keine Rätsel mehr sehen — aufzuzeigen. Paumgartner nähert sich Bach als ein Musiker und Historiker, der vor allem die geistige Komponente des Musikalischen herausmodellieren will. Nicht daß dadurch die Gestalt des großen Thomaskantors in eine kühle Ferne rückte; die biographischen Kapitel sind derart lebhaft und anziehend geschrieben, daß man sich gerne von ihnen fesseln läßt, und selbst die eingehend kommentierten Werke gewinnen vielfach ein neues Gesicht. Wir warten ungeduldig auf den zweiten Band, der Bachs Leipziger Zeit behandeln wird.

Unter dem Titel *J. S. Bach bei seinem Namen gerufen* hat der Berliner Bach-Forscher *Friedrich Smend* eine Studie über den Rätselkanon verfaßt, den Bach auf dem bekannten Gemälde von Hausmann in seiner rechten Hand hält⁴⁾. Es ist ihm dabei nicht nur eine überzeugende musikalische Lösung gelungen, sondern er hat auf Grund des im Barock beliebten Zahlenalphabets Zusammenhänge nachgewiesen und Namen entschlüsselt, deren Logik man verblüfft zugeben muß. Ist auch bei einer auf Zahlensymbolik beruhenden Deutung Bachscher Werke eine gewisse Vorsicht am Platz, so mutet es bei genauerer Kenntnis der Zeit doch völlig natürlich an, daß Bach in einer derart repräsentativen Komposition — das Porträt war die Bedingung für seine 1747 erfolgte Aufnahme in die Leipziger «Correspondirende Societät der Musicalischen Wissenschaften» — seinen Kollegen allerlei Rätsel aufgeben wollte. Von dieser Seite her sind Smends Deutungen nicht anzufechten.

Während die Literatur über Bach immer mehr anwächst, muß man dankbar sein, daß endlich wieder einmal eine *Haydn*-Biographie auf dem Büchertisch liegt ⁵⁾. Als Verfasser zeichnet *Leopold Nowak*, dem die Quellen als Direktor der Musikabteilung der österreichischen Nationalbibliothek direkt zugänglich waren. Seine Darstellung, die kulturhistorische Exkurse, Biographisches, Anekdoten und Werkbetrachtungen aneinanderreicht, verspricht zweifellos eine kurzweilige Lektüre, ergibt jedoch kein geeignetes Nachschlagewerk, zumal die Kompositionen, abgesehen vom Werkverzeichnis im Anhang, nicht systematisch behandelt sind. Wirklich wertvoll ist hingegen die ausführliche Zeittafel. Die Hauptvorzüge des Buches liegen in der liebevollen Ausmalung von Haydns Umwelt; diesem sympathischen Anliegen kommt auch die reiche Ausstattung mit Bildern zu Hilfe, wie sie alle Musikbücher des Amalthea-Verlags auszeichnet.

Eine Gestalt wie der musikalisch-literarisch doppelbegabte *Schumann* wird immer wieder zu neuer Schilderung anregen ⁶⁾. *Ernst Müller*, Musikschriftsteller und Lehrer am Konservatorium in Basel, hat über den so oft romantisch verzeichneten Romantiker eine «Bildnisstudie» geschrieben. Liebe und Ehrfurcht leiteten seine Feder; er steht als ein Ergriffener vor der vielen Tragik in Schumanns Leben. Das gibt dem Buch eine Atmosphäre. Es liest sich stellenweise wie in Worte übertragene Musik des Meisters. Schumann selbst kommt viel zum Wort; Auszüge aus seinen Schriften bilden den kurzen zweiten Teil der Biographie. Dem sympathischen Anliegen Paul Schallers, in seiner «Musikerreihe» historisch einwandfreie, aber auf zu fachliche und zu kritische Stellungnahme verzichtende Lebensbilder anerkannter Komponisten zu geben, kommt diese Veröffentlichung in besonderem Maße entgegen.

Größeren Ansprüchen wird das Werk über *Debussy* des deutschen Musikgelehrten *Werner Danckert* gerecht ⁷⁾. Erfreulich ist schon die Tatsache, daß einem so eminent französisch anmutenden Musiker auf deutschem Gebiet eine umfassende Würdigung zuteil wird. Danckert schreibt stark reflexiv und bewegt sich auf dem heute beliebten Boden typologisch-psychologischer Deutungsversuche, wozu sich eine wohlthuende apologetische Haltung gesellt, wohlthuend deshalb, weil verschiedene aus einseitig deutscher Perspektive entstandene Fehltritte über Debussy als solche entlarvt werden. Es steckt sehr viel hinter dem wenig über zweihundert Seiten füllenden Text, zu viel, möchte man sagen. Zum mindesten ist die Anlage nicht ausgereift, so daß rein Biographisches, Geistesgeschichtliches und Musikalisch-Analytisches oft eng ineinander verzahnt sind. Das hindert uns keineswegs, die Fülle der in den Hauptabschnitten «Leben und Werke», «Der Stil» und «Debussys geschichtliche Stellung» enthaltenen Gesichtspunkte anzuerkennen. Manches, wie die Anwendung der Harmonielehre Riemanns auf Debussys Stil, wird man nicht diskussionslos hinnehmen, wie denn überhaupt die Gefahr nicht zu verkennen ist, daß der Drang nach Begreifen und Deuten zu weit ins Konstruieren führt. Doch selbst solche Pfade verlieren nie den Reiz des Anregenden. Die großen Linien sind sauber gezogen: Danckert sieht das Einmalige an Debussy scharf, ohne die mannigfachen kulturellen Verflechtungen unbeachtet zu lassen. Sein Urteil ist frei von klischierten Prägungen. Man schätzt dies besonders in den Ausführungen über Debussys Beziehungen zum Symbolismus und zum malerischen Impressionismus, wo das spezifisch Musikalische herausgearbeitet wird. Gerade diese Abschnitte wecken jedoch das Verlangen noch weiter ausgreifender und reicher dokumentierter Darstellung. Höchst wertvoll ist die dem Buch beigelegte ausführliche Bibliographie.

Die erste deutschsprachige Biographie *Ravels* verdanken wir dem Genfer Dozenten *Willy Tappolet* ⁸⁾. Sie erscheint im Moment, da das Werk Ravels abgeschlossen vor uns liegt und wie dasjenige Debussys eine dem Bereich des Modischen entzogene Gültigkeit erlangt hat. Tappolet steht in kultureller wie zeitlicher Nähe Ravels, er konnte aus dem noch ungeformten Vollen schöpfen. Das sichert seinem Buch eine erfrischende Spontaneität und befreiende Natürlichkeit, die um so mehr zur Geltung kommen, als auf das Exponieren musiktheoretischer Problematik im Interesse einer flüssigen Schilderung verzichtet wird.

Nicht minder interessiert greift man zum Buch über *Edward Elgar* von *William Reed*, das dank der Übersetzung von Prof. A.-E. Cherbuliez nun leicht zugänglich ist⁹⁾. Elgar (1857—1934) ist bis heute ein typischer «nationaler Komponist» geblieben; sein Schaffen findet, obwohl in den angelsächsischen Ländern sehr geschätzt, in den kontinental-europäischen Konzertsälen nur spärlichen Zugang. Der Verfasser war als Konzertmeister des Londoner Sinfonie-Orchesters mit Elgar befreundet; es gehört zum Kostlichsten dieser Biographie, daß sie persönliche Anteilnahme mit typisch englischer Wertung Elgars verbindet. Im Lokalkolorit liegt auch der Reiz des vom prominenten finnischen Musikschriftsteller und -kritiker *Nils-Eric Ringbom* verfaßten Buches über *Sibelius*¹⁰⁾. Auch über diesen Komponisten sind die Meinungen immer noch geteilt, wenngleich seine elementare, stilistisch schwer einzuordnende Tonsprache viele Bewunderer findet. Es ist Ringbom hoch anzurechnen, daß er unter diesen Umständen völlig sachlich bei der Schilderung des künstlerischen Werdeganges und der Charakterisierung des Werks bleibt; er hat damit zur näheren Kenntnis einer von uns als ausgesprochen nordisch empfundenen Kunst Wesentliches beigetragen.

Zweifaches Lob gebührt den in der Atlantis-Musikbücherei erschienenen Biographien über *Bartók* und *Schönberg*: Beide entsprechen dem Bedürfnis, sich über die großen Musiker der Gegenwart orientieren zu können, und beide sind aus eingehender Kenntnis von Persönlichkeit und Werk herausgewachsen. Daß die Autoren ein durchwegs positives Verhältnis zur neuesten Musik besitzen, darf als erfreuliches Zeichen gelten, wenn deswegen auch das Verlangen nach kritischer Würdigung zu kurz kommen mag. Für eine objektive Einordnung moderner Kunst in die Geistesgeschichte unseres Jahrhunderts ist die Zeit ja sowieso nicht reif. Heute geht es darum, die neue Musik erst einmal in ihrem vollen Umfang zu erschließen. Dies trifft vor allem auf *Arnold Schönberg*, den kürzlich verstorbenen Schöpfer der Zwölftonmusik, zu. Die Biographie des bekannten Berliner Musikkritikers *H. H. Stuckenschmidt* läßt das Bild dieses strengen Musikerlebens in knappen Strichen vorüberziehen und vermag den großartig konsequenten Weg von der Sublimierung spätromantischen Ausdrucks zur Formulierung umwälzender Kompositionsgesetze verständlich nachzuzeichnen¹¹⁾. Während Schönberg als Begründer und Anwalt einer scharf umrissenen Tonschule im Mittelpunkt heftigster Auseinandersetzung steht, erwarb sich Béla Bartók dank seiner Seelisches und Geistiges in klassischer Ausgewogenheit vereinigenden Kunst größere Sympathien. *Serge Moreux*, der u. a. am französischen Rundfunk als Musikfachverständiger tätig ist, hat in seiner gepflegten Studie die Einflüsse auf Bartóks Stil, dessen Entwicklung und Ausprägung ebenso geistreich als faßlich dargestellt und neben dem Komponisten auch den Pianisten und den Erforscher des ungarischen Volksmusikgutes zum Recht kommen lassen¹²⁾. Ein begeistertes Vorwort von Arthur Honegger und ein Anhang mit Werkverzeichnis und Bibliographie geben dem lesenswerten Buch den wertvollen Rahmen.

Last not least sei noch für das schmucke, von *Willi Reich* feinsinnig zusammengestellte *Johann Strauß-Brevier* geworben; Briefe und Erinnerungen des (nicht-tanzenden!) «Walzerkönigs» lassen manche populäre Verzerrung vor der Unmittelbarkeit eines echten und lautereren Menschseins zunichte werden¹³⁾.

Unter den Neudrucken verzeichnen wir mit lebhaftem Vergnügen die von Wilhelm Herzog in revidierter deutscher Übersetzung gebotenen «Musiciens d'autrefois» von *Romain Rolland*¹⁴⁾. Die meisterhaften, um die Geschichte der frühen italienischen und französischen Oper wie um Lully, Gluck, Grétry und Mozart kreisenden Essays bedürfen keiner weitläufigen Empfehlung; sie wieder in gediegener Aufmachung lesen zu dürfen, bedeutet, wenn auch der wissenschaftliche Wert im Laufe der Zeit bedingter wird, auf jeden Fall einen literarischen Genuß.

Edwin Nievergelt

¹⁾ Alfred Einstein: Größe in der Musik. Pan-Verlag, Zürich 1951. Das Buch wurde während des Krieges im Original Deutsch geschrieben und später ins Englische übersetzt und unter dem Titel «Greatness in Music» von der Oxford University Press New York publiziert. ²⁾ Alfred Einstein: Die Romantik in der Musik. Liechten-

Vollbeschäftigung, Inflation und Planwirtschaft

Im Sommer- und Wintersemester 1950/51 hat an der *Volkswirtschaftlichen Abteilung des Schweizerischen Instituts für Auslandsforschung* eine Reihe von Vorträgen stattgefunden, die mehr oder weniger alle um das Zentralproblem der Vollbeschäftigungspolitik kreisten. Damit im Zusammenhang gelangten insbesondere auch Fragen der Planwirtschaft und Inflation unter verschiedenen Aspekten zur Behandlung. Das Auslandsforschungsinstitut hat nun diese Vorträge, bereichert durch einige weitere Arbeiten, in einem von Dr. *Albert Hunold* betreuten Band *Vollbeschäftigung, Inflation und Planwirtschaft* herausgegeben. Schon im Hinblick auf die prominenten Namen der Verfasser der einzelnen Artikel — es handelt sich fast durchwegs um Nationalökonomien von internationalem Prestige — verdient dieser Sammelband Beachtung¹⁾.

Die Wissenschaftler, die zu kürzeren oder längeren Essays allgemeiner theoretischer und wirtschaftspolitischer Natur beigezogen wurden, sind Prof. *A. Amonn*, Bern, Prof. *H. S. Ellis*, Berkeley, Kalifornien, Prof. *F. A. Hayek*, Chicago, Prof. *J. Jewkes*, Oxford, Prof. *F. A. Lutz*, Princeton, und Prof. *Jakob Viner*, Princeton. Andere Autoren haben sich mit Fragen der konkreten Vollbeschäftigungspolitik in bestimmten Staaten befaßt, so Prof. *G. Bresciani-Turroni*, Rom, für Italien, Prof. *W. Eucken* †, Freiburg i. Br., für Deutschland, Prof. *C. Iversen*, Kopenhagen, für Dänemark, und Prof. *W. Röpke*, Genf, ebenfalls für Deutschland. Ferner enthält der Sammelband eine mehr wirtschaftshistorische Abhandlung von Prof. *Louis Baudin*, Paris. Das Vorwort wurde verfaßt von *Harry D. Gideonse*, Präsident des Brooklyn College of New York.

Das besondere Charakteristikum des Werkes bildet eine vom Herausgeber bewußt prononcierte Einheit der wirtschaftstheoretischen und ideologischen Doktrin. Allen Aufsätzen gemeinsam ist eine zutiefst skeptische Einstellung gegenüber jenen Methoden der Vollbeschäftigungspolitik, die heute — zum Teil in bewußter Verfechtung sozialistischer Ziele, zum Teil aber auch mehr aus mangelnder Einsicht in die Folgen einer übertriebenen Planwirtschaft — von zahlreichen Theoretikern und Wirtschaftspolitikern verfochten werden. Die Mängel der dirigistischen Vollbeschäftigungspolitik werden dabei insbesondere vordemonstriert am Exempel des «*United Nations' Report on Full Employment*» vom Dezember 1949. Dieses überaus problematische Dokument, das zuhanden der UNO von einer Gruppe bekannter Nationalökonomien ausgearbeitet worden ist, stellt mehr oder weniger eine Aufforde-

stein-Verlag, Vaduz 1950. Die englische Ausgabe erschien unter dem Titel «*Music in the Romantic Era*» im Verlag W. W. Norton & Company, Inc., New York. ³⁾ Bernhard Paumgartner: Johann Sebastian Bach, Leben und Werk. I. Band. Atlantis-Verlag, Zürich 1950. ⁴⁾ Friedrich Smend: J. S. Bach bei seinem Namen gerufen. Eine Noteninschrift und ihre Deutung. Bärenreiter-Verlag, Kassel und Basel 1950. ⁵⁾ Leopold Nowak: Joseph Haydn, Leben, Bedeutung und Werk. Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien 1951. ⁶⁾ Ernst Müller: Robert Schumann, eine Bildnisstudie. Band VII der Musikerreihe. Verlag Otto Walter AG., Olten 1950. ⁷⁾ Werner Danckert: Claude Debussy. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1950. ⁸⁾ Willy Tappolet: Maurice Ravel, Leben und Werk. Band VIII der Musikerreihe. Verlag Otto Walter AG., Olten 1950. ⁹⁾ W. H. Reed: Edward Elgar, Leben und Werk. Albert Müller-Verlag AG., Rüslikon-Zürich (1950). ¹⁰⁾ Nils-Eric Ringbom: Jean Sibelius, ein Meister und sein Werk. Band IX der Musikerreihe. Verlag Otto Walter AG., Olten 1950. ¹¹⁾ H. H. Stuckenschmidt: Arnold Schönberg. Atlantis Musikbücherei. Atlantis-Verlag, Zürich und Freiburg i. Br. 1951. ¹²⁾ Serge Moreux: Béla Bartók, Leben, Werk, Stil. Atlantis Musikbücherei. Atlantis-Verlag, Zürich und Freiburg i. Br. 1950. ¹³⁾ Willi Reich: Johann Strauß-Brevier. Aus Briefen und Erinnerungen. Vom Dauernden in der Zeit, Nr. 53. Werner Classen-Verlag, Zürich 1950. ¹⁴⁾ Romain Rolland: Meister der Musik. Erster Band. Deutsch von Wilhelm Herzog. 11.—13. Tausend. Verlag Otto Walter AG., Olten 1950.

¹⁾ Albert Hunold: Vollbeschäftigung, Inflation und Planwirtschaft, herausgegeben für das Schweizerische Institut für Auslandsforschung, Abteilung für volkswirtschaftliche Studien. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich 1951.

rung an die Regierungen der Nationen dar, die Vollbeschäftigung durch permanente inflatorische Krediteinspritzungen aufrecht zu erhalten. Als geistiger Vater derartiger Empfehlungen muß der vor einigen Jahren verstorbene englische Nationalökonom *Keynes* betrachtet werden; allerdings muß man sich hüten, diesen bedeutenden Gelehrten für alle kritiklosen Fortbildungen verantwortlich zu machen, die seine Gedanken bei gewissen «Keynesianern» erfahren haben.

Es ist verdienstvoll, daß die Unhaltbarkeit dieser inflationssüchtigen Theorien einmal in einem derartigen Sammelwerk unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten vor Augen geführt worden ist. An Angriffsflächen fehlt es solchen überspitzten und einseitigen Lehrmeinungen ja nie. Ein besonderer Mangel des keynesianischen Gedankensystems liegt in der Gewohnheit, in erster Linie nur eine Alternative zu sehen zwischen der «Vollbeschäftigung» und einem Zustand, in dem die maschinelle und die menschliche Produktionskapazität zugleich brach liegen. Länder wie Deutschland mit seinem Flüchtlingsproblem sowie namentlich auch Italien mit seinem Geburtenüberschuß und seinem Mangel an Auswanderungsmöglichkeiten zeigen deutlich, daß das Arbeitslosenproblem mit einem Zuviel an Arbeitskräften und einem Zuwenig an materiellen Produktionsfaktoren zusammenhängen kann. Verschiedene Ausgangslagen können aber nicht mit gleichartigen wirtschaftspolitischen Mitteln gemeistert werden. Als weitere offensichtliche Mängel des Keynesianismus seien hervorgehoben: die ungenügende Berücksichtigung der klassischen Mittel der Geldpolitik sowie die weitgehende Außerachtlassung der weltwirtschaftlichen Verflechtungen. Aus letzterer resultiert bei den meisten Keynesianern ein verhängnisvoller Hang zu einer allzu isolierenden Betrachtung der Dinge im Rahmen mehr oder weniger autarker Volkswirtschaften. Dieser Betrachtungsweise ist es zu einem guten Teil zuzuschreiben, daß diese Keynesianer dann zu einer planwirtschaftlich-dirigistischen Wirtschaftspolitik hinneigen. Dazu kommt, daß natürlich auch die Empfehlung zur permanenten Krediteinspritzung geradezu einen Zwang zur dirigistischen Wirtschaftsordnung bildet. Soll eine solche expansive Kreditpolitik nicht zur offenen Inflation führen, so ergibt sich nämlich nur noch die Wahl der planwirtschaftlich zurückgestauten Inflation durch Preisstops, Austerität, Produktionslenkung und dergleichen. So ist es denn auch zu erklären, daß im «United Nations' Report on Full Employment» der Keynesianismus eine Fortentwicklung erfahren hat, die «allen Ernstes die internationale Anwendung der hilterischen Wirtschaftspolitik zum Zwecke der Verteidigung der freien Welt postuliert» (Gideonse).

Das Werk des Auslandsforschungsinstitutes stellt eine interessante Auseinandersetzung mit jenen Keynesianern dar, die päpstlicher sein wollen als ihr Papst. Ob dem Werk die ihm gebührende aufklärende Wirkung zukommen wird, ist allerdings fraglich. Wie häufig bei derartigen Publikationen, dürfte sich die Leserschaft vorwiegend aus Kreisen zusammensetzen, die es nicht mehr oder nur teilweise zu überzeugen gilt. In der Schweiz jedenfalls hat ja immer eine kritische Einstellung gegenüber dem Keynesianismus geherrscht, namentlich auch deshalb, da bei uns die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge viel mehr zum Allgemeingut geworden sind — und zwar teilweise auch in linksgerichteten Kreisen — als in anderen Ländern, wo selbst «liberale» und «konservative» Wirtschaftspolitiker sich über die planwirtschaftlichen Auswirkungen gewisser Theorien keine Gedanken machen. Eigentlich möchte man dem Werk in erster Linie eine angelsächsische oder skandinavische Leserschaft wünschen.

Bernhard Wehrli